



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

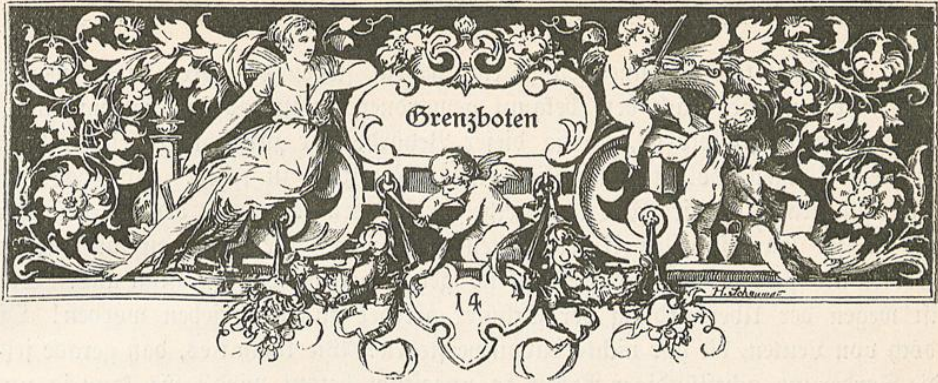
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Soldatennot

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Soldatennot



in Gebiet, das in Zeitungen und Zeitschriften die ausgiebigste Behandlung findet, ist das der Soldatenmißhandlungen. Es ist ungemein zu bedauern, daß gerade bei Erörterung dieses Gegenstandes nur allzu häufig Ruhe und Sachlichkeit vermißt wird. Das schadet der Sache. Die offenbaren Übertreibungen, zu denen die fittliche Entrüstung meist schon in der Auswahl der einleitenden Worte in einem derartigen Bericht greift, flößen dem besonnenen Leser schließlich auch Mißtrauen gegen die berichteten Thatsachen ein, und so ist schon mancher wohlwollende, ehrlich gemeinte Anlauf in dieser Sache vergeblich gewesen. Wie oft aber kann von Wohlwollen und ehrlicher Meinung bei derartigen Erörterungen gar keine Rede sein! Wie oft mangelt auch alles Verständnis für militärische Einrichtungen! Hat doch sicher ein großer Teil derer, die hier das Wort ergreifen zu müssen glauben, niemals das Innere einer Kaserne gesehen. Und doch ist gerade hier, um ein richtiges Urteil zu haben, eins erforderlich: Kenntnis des Soldatenlebens aus eigener Dienstzeit und Erfahrung im Umgange mit Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Was dem Fernerstehenden als Härte den Soldaten gegenüber erscheint, ist gewöhnlich nichts anderes als ein wohl angebrachtes Mittel, dem vielleicht in seinem bürgerlichen Beruf verwöhnten und verweichlichten Menschen Eigenschaften beizubringen, die ihm eine wirkliche Widerwärtigkeit nötigen Falles als etwas nicht ganz Ungewohntes und Unerhörtes erscheinen lassen.

Übelstände sind ja thatsächlich vorhanden. Nur hüte man sich, den einzelnen Fall zu schnell zu verallgemeinern. Dieser Fehler aber wird selbst von Leuten begangen, von denen man das ihrer ganzen Bildung nach nicht erwarten sollte.

Unter den Zeitschriften, die bei Erörterung dieses Gegenstandes von *Ungrenzboten* II 1893

fang an die nötige Besonnenheit gezeigt haben, stehen die Grenzboten obenan. Sie warnten auch nach dem bekannt gewordenen Erlaß des Generalkommandos des zwölften Armeekorps, der ja dieser Behörde nur zur Ehre gereichen kann, in dem jungen Soldaten lediglich einen Märtyrer zu sehen. Und das war sehr angebracht. Unsrer Zeit übertreibt gar zu gern da, wo es den Anschein hat, als müsse man sich der Unterdrückten annehmen. Bestrebungen auf anderm Gebiet als gerade dem des Heerwesens gehen von derselben Absicht aus. Was ist wegen der Überbürdung der Schüler geredet und geschrieben worden! Oft doch von Leuten, die gar nichts davon verstehen! Wie kommt es, daß gerade jetzt die Forderung achttündiger Arbeit so ungestüm betont wird? Es kann ja nur theoretische Forderung sein, ist also im Grunde gar nicht so ernst gemeint, denn in Wirklichkeit kommt man weder oben noch unten mit acht Stunden aus. Auch die höhern Beamten, sagt man, seien überbürdet. Ja die sich häufenden Fälle des Wahnsinns in den höhern Ständen werden auf Überanstrengung zurückgeführt. Sollte nicht doch unser Geschlecht heute weniger geduldig im Ertragen von Arbeit und Mühsal geworden sein als früher, und sollte sich nicht daraus das vielfach vorhandne Unbehagen genügend erklären? Vielleicht ist manches von dem, was unter dem Schlagwort „Soldatenmißhandlungen“ jetzt modern ist, auf Rechnung der allgemeinen, nicht bloß bei Angehörigen des Heeres zu findenden Unfähigkeit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, zu setzen. Bezeichnend hierfür ist der im Heere vielfach angewendete Ausdruck „Schlappheit.“ An allgemeiner Schlappheit leiden wir. Darum sind wir nicht fähig, zu ertragen.

Aber diese Erwägungen dürfen uns doch nicht abstumpfen für das, was der Besserung bedürftig ist. Mag auch in vielen sogenannten rein militärischen Fragen nur dem Berufnen ein Urteil zustehen, für viele Dinge innerhalb der Armee hat nicht bloß der Offizier volles Verständnis. Die lebhafteste Teilnahme, die in allen Ständen unsers Volks für militärische Fragen herrscht, ist Ausfluß der Vaterlandsliebe. Sie ist ein edles Gewächs und heischt gewissenhafteste Pflege. Mörgelei wird leicht von berechtigtem Mitsprechen zu unterscheiden sein; es wird das keinem ernstgesinnten, wahrhaft vaterlandsliebenden Manne schwer fallen. Ohne daß also bestritten werden soll, daß Soldatenmißhandlungen leider immer noch auch im deutschen Kriegsheer vorkommen, soll doch von diesen, auch bei dem besten Willen der maßgebenden Personen nie völlig zu vermeidenden Ungehörigkeiten hier abgesehen werden. Was wir mit „Soldatennot“ bezeichnen, ist etwas andres. Es giebt Möte, von denen tausende unsrer Soldaten betroffen werden, da sie eine Folge mangelhafter Einrichtungen in unserm Heere sind. Und hier kann Wandel geschafft werden. Auf solche mangelhafte Einrichtungen und die Mittel, sie zu beseitigen, soll im folgenden hingewiesen werden.

Am 8. November 1892, an einem Dienstag, brachte eine reichsländische

Zeitung ihren Lesern die kurze Mitteilung, daß am folgenden Tage über tausend Rekruten aus Breslau in Mülhausen im Reichslande anlangen würden, um in die dort stehenden Infanteriebataillone zum Dienst eingestellt zu werden. Diese Rekruten seien am Dienstag von Breslau abgereist. Die Angaben erwiesen sich als vollständig richtig. Es ist seit vielen Jahren Brauch, daß die im Bereich des sechsten Armeekorps (Regierungsbezirke Breslau und Oppeln) ausgehobnen Mannschaften zum Teil dem vierzehnten Armeekorps überwiesen werden; sodasß also die im äußersten Südosten des preußischen Staates gebornen Landeskinder zum großen Teil im äußersten Westen des Reiches ihrer Militärpflicht genügen müssen. Das ist gewiß aus mehrfachen Gründen für die davon betroffenen Soldaten ein Vorteil. Sie lernen ein Stück Welt kennen; ihr Gesichtskreis erweitert sich. Einen wirklichen Handwerksburschen, der das Land durchwandert, um sich durch Verkehr mit Zunftgenossen in andern Gegenden in seinem Handwerk zu vervollkommen, sieht man heute gewiß nur noch äußerst selten. Die Einstellung in eine ferne Garnison schafft hierfür einigermaßen Ersatz. Auf diese Weise kommt auch der Sohn des Landmanns einmal in die Fremde, während er sonst fest an der Scholle klebt. Daß die Gebiete Oberschlesiens von dieser Maßregel in erster Linie getroffen werden, geschieht auch gewiß in der besten Absicht; denn das polnische Sprachgebiet muß besonders von unserm Heere im Frieden für das Deutschtum gewonnen werden. Hier ist ein Kampf im Frieden unausgesetzt nötig. Was die Schule nicht zuwege gebracht, was der Katholizismus durch die gefügigen Werkzeuge seiner Geistlichkeit zu hintertreiben gewußt hat, das muß das Heer fertig bringen. Hier ist die beste Schule für das Volk. Auf welchem niedrigem Standpunkt geistiger Bildung die Rekruten aus rein polnischen Gebieten stehen, weiß nur der, der sie nicht bloß in die Garnison einrücken sieht, sondern dann auch mit ihnen zu thun hat. Aus ihnen etwas zu machen, ist wirklich keine Kleinigkeit. Haben doch viele von ihnen noch nie einen Soldaten gesehen, verstehen auch nicht ein Wort deutsch! Und doch ist es erstaunlich, wie schnell oft aus ihnen zunächst Menschen und bald auch tüchtige Soldaten gemacht werden.*) Es müßte also doch der Heeresverwaltung aufrichtiger Dank und warmes Lob dafür gespendet werden, daß sie in dieser Weise an dem Wohle des Volkes arbeitet. Wir wollen ihr diesen Dank und dieses Lob auch nicht vorenthalten. Aber leider laufen bei den erwähnten Maßnahmen Härten mit unter, die entschieden vermieden werden sollten und auch leicht vermieden werden könnten. In Schlettstatt erschosß sich vor einigen Jahren ein Soldat des 112. Regiments;

*) Als eignes Erlebnis sei hier berichtet, daß ein beim ersten Regiment in Breslau eingestellter, des Deutschen zwar nicht mächtiger, aber sonst geweckter und anstelliger Rekrut, der nach etwa vier Wochen unter Begleitung eines Gefreiten an einem Sonntag ausgehen durfte, in dem ersten Schuhmann, den er auf der Straße erblickte, alles Ernstes den Kaiser zu sehen glaubte. Über den Namen unsers Kaisers wird ein polnischer Rekrut nur ausnahmsweise Auskunft geben können.

wie die Blätter mitteilten, weil ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen hatte. Natürlich kann ja nun nicht jeder Soldat nach Hause geschickt werden, der Heimweh bekommt. Da würden besonders unmittelbar nach Einstellung der Rekruten die Kasernen bald leer sein. Aber Heimweh kann eine wirklich schwere Gemütskrankheit werden. 1870 haben viele Soldaten daran gelitten, die sonst durchaus — auch vor dem Feinde — ihre Pflicht gethan hatten, sie waren völlig unbrauchbar zum Dienst geworden; es wäre am besten gewesen, sie nach der Heimat zu beurlauben, was natürlich aus naheliegenden Gründen nicht möglich war. Es waren schwer kranke Leute. Solches Heimweh kommt aber auch im Frieden vor; es wird in vielen Fällen dadurch rege, daß sich die Soldaten sagen: Du kommst jetzt drei Jahre lang nicht wieder nach Hause! Ja, bekommt denn der Mann nicht Urlaub, um einmal nach Hause reisen zu können? O ja, er kann wohl Urlaub bekommen, aber der nützt dem armen Soldaten nichts. Die Heimat sieht er während seiner Dienstzeit nicht wieder, die Entfernung ist zu groß, für den armen Soldaten viel zu groß auch in unsrer Zeit, für die doch eigentlich Entfernungen ein überwundener Standpunkt sind. Mülhausen im Elsaß, eine Garnison, die besonders viel oberschlesischen Ersatz hat, ist in der Luftlinie von der Mitte Oberschlesiens etwa achthundert Kilometer entfernt; die kürzeste fahrbare Straße ist über tausend Kilometer lang, und der Eisenbahnweg, der über Frankfurt am Main—Leipzig—Breslau zu nehmen ist, ist noch viel länger; dem armen Soldaten ist er so gut wie verschlossen. Zwar ist der Fahrpreis für den Soldaten gering bemessen, aber wenn die Entfernung so bedeutend ist, doch immer noch viel zu hoch. Beträgt auch der Preis für eine Militärfahrkarte von Mülhausen im Elsaß nach Oppeln vielleicht nur etwa 20 Mark, so ist das doch für eine Urlaubsreise des Soldaten viel zu viel; er kann solchen Aufwand für eine Fahrt nach der Heimat, besonders da derselbe Betrag nochmals für die Rückreise nach der Garnison zu zahlen ist, nur in den seltensten Fällen machen; denn er muß ja etwa sechs Tage (Hin- und Rückreise gerechnet) unterwegs sein, da ihn nur die Personenzüge mitnehmen. Es ist traurig, daß noch keine Veranstaltung getroffen worden ist, den Soldaten, die in so fernem Garnisonen ihrer Dienstpflicht genügen müssen, die Möglichkeit zu geben, wenigstens einmal als Soldat die Heimat wiederzusehen. Vom militärischen Standpunkte liegt doch kein Bedenken dagegen vor. Im zweiten Dienstjahre können sehr wohl im Winter vierzehn Tage bis drei Wochen Urlaub gewährt werden. Und wie wichtig ist es, daß sich der Soldat einmal in Uniform in der Heimat sehen läßt! Es ist der größte Stolz des Landmanns, wenn er Sonntags mit seinem Jungen „in der Jacke“ zur Kirche gehen kann. Der Junge geht im Helm einher, ist er Gardist oder Grenadier, natürlich mit dem Haarschweif drauf. Selbstverständlich dürfte ein Urlaub von vierzehn Tagen bis drei Wochen nur dann erteilt werden, wenn er den Eltern des Soldaten erwünscht ist und ihre

Verhältnisse so sind, daß der Esser mehr im Hause für sie nicht etwa eine Last ist. In den armen Gegenden im Osten ist die arbeitslose Zeit im Winter, die vom dienstlichen Standpunkt die geeignetste Urlaubszeit ist, durchaus nicht die dazu geeignetste Zeit auch für das Elternhaus des Soldaten. Ob im einzelnen Fall nicht eine Heimreise des Soldaten aus den angedeuteten Gründen besser unterbleibt, wird der Truppenteil durch die Ortsbehörde leicht erfahren können. Aber jedenfalls sollte dem Soldaten als sein gutes Recht der Anspruch zustehen, wenigstens einmal während seiner Dienstzeit, nötigenfalls auf Kosten der Heeresverwaltung, vierzehn Tage lang der Heimat wiedergegeben zu sein. Sicherlich ist nicht etwa Engherzigkeit der Heeresverwaltung, sondern allein die Rücksicht auf das liebe Geld Ursache des Mangels einer derartigen gesetzlichen Bestimmung. Aber gerade hier ist Abhilfe leicht, denn die Eisenbahnen gehören doch zum größten Teil dem Staate. Immer finden sich — besonders in den durchgehenden Zügen — leere Plätze; ja es ist ein viel erörterter Übelstand, daß die Plätze bei den heute herrschenden Einrichtungen zu wenig ausgenutzt werden. Man könnte doch an Zügen, die sonst keine dritte Klasse führen, in der Weihnachtszeit, die für den Urlaub am meisten in Betracht käme, ein paar Wagen dritter Klasse einfügen und die so gewonnenen, der Anzahl nach streng begrenzten Plätze der Militärverwaltung zur Verfügung stellen. Das muß sich bei gutem Willen ermöglichen lassen. Bestimmte, im Verhältnis zu dem Raum, den sie einnehmen, wenig wertvolle Güter, z. B. Dungstoffe, bekommen ausnahmsweise billige Frachtsätze berechnet, da sonst der Transport nicht lohnt. Warum sollte nicht auch ein ganz billiger Frachtsatz für Menschen, die dem Staate dienen, auf Bahnen, die dem Staate gehören, eingerichtet werden können? Der einzelne Regimentskommandeur kann hier natürlich nicht viel thun. Er scheut einen besondern Antrag, wenn er es auch noch so gut mit seinen Soldaten meint und noch so fest überzeugt ist, daß hier eine dringende Notwendigkeit vorliege; bei dem augenblicklichen freilich sehr berechtigten und notwendigen Sparsystem weiß er den Bescheid vorher. Die ihm etwa zur Verfügung stehenden Kantinenersparnisse sind zur Kaisergeburtstagsfeier und zu andern Zwecken zu notwendig, als daß zu Gunsten eines Teiles der Mannschaften Beihilfen zur Ermöglichung von Urlaubsreisen gewährt werden könnten. Und wenn schließlich ein einzelner Truppenteil den Anfang damit machte, seinen aus großer Ferne stammenden Mannschaften durch genügenden Zuschuß eine einmalige Urlaubsreise zu vermitteln, der nächste Kommandeur denkt vielleicht anders, und die Sache bleibt liegen.

Hier ist offenbar ein Stück Soldatennot. Wer zu ihrer Hebung an zuständiger Stelle — und das ist das Parlament und die Presse — seine Stimme erhebt, der wird sich den Dank vieler Soldaten, Väter, Mütter u. s. w. und nicht zum mindesten der Militärverwaltung selbst erwerben; denn diese wird eine Maßregel, durch die ihr die Mittel in die Hand gegeben werden, einem brennenden Bedürfnis abzuhelpfen, mit Freuden begrüßen. Die Erörterung

des Geldpunktes könnte vielleicht dazu führen, an die Militärverwaltung das Ansuchen zu stellen, die ausgehobnen Mannschaften anders als bisher zu verteilen. Sollen die Polen in deutsche Umgebung kommen, gut! Warum müssen sie aber von der äußersten Grenze im Osten nach dem fernsten Westen gebracht werden? Warum können sie nicht in Pommern, Brandenburg, Niederschlesien, Sachsen, Thüringen, Hannover, Hessen untergebracht werden, und die in Mittel- und Westdeutschland dadurch überschüssig werdenden Rekruten in dem ihrer Heimat nicht gar so fernem Reichslande? Dann könnte niemand über Ungerechtigkeit klagen. Der höhere Offizier wird vielleicht erwidern: So kann nur ein Laie urteilen! Das wäre freilich leicht gesagt. Die Notwendigkeit aber zu beweisen, daß die Rekruteneinstellung gerade so und nicht anders eingerichtet werden müsse, dürfte viel schwerer sein.

Einige Übelstände, die die Einstellung des preußischen Ersatzes in die in den westlichen Teilen des Reichs liegenden Truppenteile zur Folge hat, seien hier noch nebenbei erwähnt. Die dem Ackerbau sich widmenden Gebiete im Osten klagen über den Mangel an Arbeitskräften. Der Zug nach dem Westen macht sich der Landwirtschaft schon seit langer Zeit schmerzlich fühlbar. Der im Reichslande dienende Soldat aus dem Osten bemerkt sehr wohl, daß der Arbeiter hier viel besser bezahlt wird als in seiner Heimat. Auch die Lebensweise des gemeinen Mannes ist im Westen viel besser als im Osten. Da läßt sich mancher zum Bleiben verleiten. So verliert der Osten manche Arbeitskraft, die er doch so nötig braucht. Und meistens sind es gerade die intelligentern Leute, die er auf diese Weise einbüßt. Man entgegne nicht, daß es doch immer nur einzelne seien, die in der Garnisonstadt bleiben. Nach Jahren giebt es eine große Zahl. Ein Beispiel dafür ist die Stadt Köslin in Hinterpommern. Dort ist ein Bataillon Infanterie in Garnison. Die Stadt ist von jeher protestantisch gewesen; neuerdings aber ist eine nicht unbedeutende katholische Gemeinde am Ort. Wo kommt sie in dem doch fast rein protestantischen Pommern her? Die Garnison hat sie gebracht. Das Bataillon hatte Ersatz aus katholischer Gegend. Der Ersatz gab Kapitulanten. Natürlich waren es meistens die tüchtigsten Leute. Es wurden Liebschaften angeknüpft, zuweilen folgte die Heirat; meistens gab es Mischehen. Da griff die reiche römische Kirche ein; sie hat ja immer Geld für ihre Gemeinden in der Zerstreung. Köslin liegt im Sprengel des Fürstbischofs von Breslau. Wozu bezieht denn der die reichen Einkünfte von dem protestantischen Preußen? Er baut in der Diaspora Kirchen. So auch in Köslin. Ein geeigneter Geistlicher erhält die Diasporagemeinde, und sie wächst jedes Jahr. Wie hier, so ist es vielfach auch anderswo, nur daß es nicht so in die Augen fällt, weil die Bevölkerung von jeher konfessionell gemischt war. Sicherlich ist es nicht gut, wenn die an und für sich schon sehr geringe Selbstthätigkeit der Bewohner des Ostens durch den Heeresdienst noch geringer wird und sich jedes Jahr mehr lockert.

Sag das wesentlichste, was wir bisher als Soldatennot bezeichneten, darin, daß das Band, das den Soldaten mit der Heimat verbinden soll, zerrissen wird, so liegt eine weitere Not für ihn darin, daß ihm die Garnison im allgemeinen keinen Ersatz für die Heimat bietet. Natürlich muß in erster Linie der Dienst stehen; denn ihm gehört das Leben des Soldaten. Auch an Entbehrungen muß der Soldat durch den Dienst gewöhnt werden. Im Felde muß er auch die Heimat entbehren; und ihn zum tüchtigen Feldsoldaten heranzubilden muß alles Dienstes letztes und höchstes Ziel sein. Aber auch der Mensch im Soldaten muß doch berücksichtigt werden. Allzu scharf gespannt, platzt der Bogen. Auch der Mensch wird durch zu starke Anspannung seiner Kräfte eher Einbuße an Kraft als Stärkung erfahren. Wo ist für den seiner Dienstpflicht genügenden Bürger das Stück Ruhe und Behaglichkeit, das auch der Arme sein eigen nennt? Diese Ruhe und Behaglichkeit besteht vor allem darin, daß er die Möglichkeit hat, einmal allein und ungestört zu sein. Der Fabrikarbeiter erfreut sich dieses Alleinseins auch dann, wenn er sich — und sei es mit einer Schar von Kindern verschiedenen Alters — des Abends fern von seinen Genossen findet, wenn ihn das Geräusch der Menschen, der Ab- und Zugehenden nicht stört. Es liegt viel wahres darin, wenn gesagt wird, ein gut Stück der sozialen Frage sei in der Wohnungsfrage des Arbeiters enthalten. Ist in der Arbeiterwohnung auch nur eine Spur von Behaglichkeit vorhanden, so ist dem unstillen Wesen des Arbeiters, dem Herumtreiben und aller damit verbundenen Gefahr gewehrt. Was hier der allgemeinsten Zustimmung begegnet — sollte nicht für den Soldaten in der Kaserne darin so manches zu wünschen übrig sein? Ist doch das Wort Kaserne an sich schon ein Schrecken! Der Einjährigfreiwillige, der sich nicht gut betragen hat, wird damit bestraft, daß er einige Wochen in der Kaserne wohnen muß! Das sagt genug. So schön sich auch neu erbaute Kasernen nach außen vielfach ausnehmen, im Innern entbehren sie des notwendigsten. Ein Blick in die Tageseinteilung der neu eingestellten Soldaten wird das am besten zeigen.

Zu früher Stunde wird aufgestanden, und es beginnt der Dienst. Gewöhnlich ist die erste Stunde der Instruktion gewidmet. Der weitere Dienst, aus Gymnastik, Turnen, Zielen bestehend, erstreckt sich, vielleicht mit einstündiger Unterbrechung, bis nahe an die Mittagsstunde. Dann wird mit Hast gegessen, denn es gilt „die Lumpen“ zum Nachmittagsdienst wieder in Ordnung zu bringen. Vielleicht ist dieser um vier Uhr beendet; aber dann giebt es noch Putz- und Flickstunde und zum Schluß noch einmal Instruktion. Den jungen Soldaten nimmt das so in Anspruch, er ist so ermüdet, daß er nicht daran denkt, etwa noch einmal auszugehen, um die Kaserne mit ihrem lauten, unruhigen Treiben wenigstens auf kurze Zeit los zu werden. Die Müdigkeit ist zu groß. Aber das wird ja anders nach der Einstellung in die Kompagnie. Zwar giebt es auch da täglich anstrengenden Dienst — und das ist in Ord-

nung —, aber nun giebt es doch auch eher einmal ein paar freie Abendstunden. Wo soll sie aber der Soldat zubringen? In der frischen Luft hat er sich gerade genug bewegt; in den Straßen der Stadt herumzulaufen wird ihm auch nur bei günstigem Wetter behagen und solange ihm die Verhältnisse und die Umgebung noch neu sind. Wohin aber, wenn schlechtes Wetter ist? In die Kneipe! Und Sonntags in den Tingeltangel, auf den Tanzboden u. s. w. Wir messen nicht alle Schuld hieran den Einrichtungen unsrer Kasernen bei, aber doch einen großen Teil. Wo soll sich der Soldat aufhalten, wenn er nicht durch seinen Dienst in Anspruch genommen ist? In der Mannschaftsstube ist kaum Platz für ihn. Die Betten und Schränke füllen sie so aus, daß zu irgend welcher Thätigkeit, die nicht Dienst ist, gar kein Raum vorhanden ist. Der Tisch ist meist von denen in Anspruch genommen, die Kleider und Waffen in Ordnung bringen. Ein Buch zu lesen oder gar einen Brief zu schreiben ist in den meisten Fällen so gut wie unmöglich. Gerade der letzte Umstand aber trägt dazu bei, die Verbindung mit der Heimat zu lockern. Und fest wird sie dann nur selten wieder. Man hat neuerdings sein Augenmerk darauf gerichtet, dem Soldaten guten Lesestoff in die Hand zu geben. Es geschieht viel in dieser Beziehung. Der Berliner Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften hat Leistungen aufzuweisen, die beispiellos dastehen. Die „Kaisergabe“ wird in zahllosen Exemplaren im Heere verbreitet und sicherlich auch gelesen. Sie und die Mannschaftsbibliothek würden aber erst recht zur Geltung kommen, wenn der Soldat seine knapp zugemessene Zeit wenigstens zum Lesen verwenden könnte. Aber er hat keine Stätte dazu. Damit ist ein großer Notstand berührt. In einer gut eingerichteten Kaserne sollte es nicht an einem Raume fehlen, wo sich der gemeine Soldat als Mensch fühlen könnte. Es müßte eine Art Mannschaftskafino geben und in ihm ein Raum, wo der Soldat ohne Störung lesen und einen Brief schreiben könnte. Nichts aber kennzeichnet die Unzulänglichkeit der jetzigen Verhältnisse so deutlich wie der Umstand, daß der Militärgeistliche, der die vorgeschriebnen Kasernenabendstunden abhalten will, oft zurückgewiesen werden muß, weil kein Raum vorhanden ist, der eine nennenswerte Anzahl der Mannschaften fassen könnte. Oft wird Rat geschafft, indem eine Mannschaftsstube völlig ausgeräumt wird; aber das macht große Schwierigkeiten, denn wohin mit den Betten und Schränken? Es geht oft bei dem besten Willen der Vorgesetzten nicht. Es wird sehr schwer sein, hier Besserung zu schaffen. Aber nicht überall ist es unmöglich, dem Übel zu steuern. Und wo es geschehen kann, müßten es sich auch alle, die mitzusprechen berufen sind, zur Aufgabe machen, für Abstellung der Übelstände zu sorgen.

Wie schmerzlich diese Übelstände empfunden werden, geht daraus hervor, daß neuerdings vielfach mit der Einrichtung von sogenannten Soldatenheimen vorgegangen worden ist. Es scheint, als sei das namentlich von dem gegenwärtigen evangelischen Feldpropst ausgegangen, da namentlich die evan-

gelische Militärgeistlichkeit auf die Einrichtung von Soldatenheimen ihr Augenmerk richtet. In Freiburg in Baden und in Saarburg fing man damit vor einigen Jahren an. Andre Garnisonen folgten. Doch von einem wirklichen durchschlagenden Erfolg ist nichts bekannt geworden. In einzelnen Garnisonen stirbt das Soldatenheim wieder eines langsamen aber sichern Todes. Das war auch vorauszusehen. Denn überall ist das Soldatenheim Privatunternehmen; es hängt ab von dem Wohlwollen des militärischen Vorgesetzten und dem Geschick des Leiters; beide aber sind morgen andre, als sie es heute und gestern waren. Das Soldatenheim kann dem Soldaten, wie ja der Name sagt, sehr wohl eine Art Heimat geben, eine Stätte, wo er sich selbst wieder gegeben ist, wo er sich einmal in erster Linie als Mensch fühlt, wo er ungestört lesen, schreiben oder sich mit Kameraden, die ihm zusagen, unterhalten kann. Aber dazu bedarf es doch einer angemessenen äußern Einrichtung. Am besten gewiß würde nicht ein Raum in der Kaserne, sondern ein Haus nahe bei der Kaserne gewählt. Die Wirtschaft müßte billige Speisen und Getränke liefern und jeden Tag zugänglich sein, der Lese- und Schreibsaal auch ohne daß etwas verzehrt wird. Die freilich nicht ganz zu entbehrende Aufsicht wäre nach Möglichkeit einzuschränken. Nur wenn die Einrichtungen so getroffen werden, daß sich der Soldat wohlfühlt, kann das Soldatenheim bestehen; krankt es an geringem Besuch und darum an geringem Absatz von Speisen und Getränken, so ist es nicht lebensfähig. Vor allem glaube man nicht, durch pietistisch angehauchte, vielleicht einseitig vom evangelischen Geistlichen eingerichtete und beeinflusste und darum vom katholischen und den katholischen Soldaten mit Mißtrauen betrachtete und gemiedne Soldatenheime, die vielleicht noch dazu räumlich unzulänglich und durch private Wohlthätigkeit billig und schlecht eingerichtet sind, helfen zu können. Damit schadet man nur der Sache; denn ein Mißerfolg macht auf Jahre hinaus jeden neuen Versuch aussichtslos. Gerade in dieser Weise aber ist in den letzten Jahren viel gefehlt worden. Ohne einzelnen gewiß sehr wohlmeinenden Personen zu nahe treten zu wollen, sei nur auf das Saarburger Soldatenheim hingewiesen. Die Notwendigkeit, ein solches zu errichten, lag in dieser lothringischen Garnison dringender vor als anderswo, aber man fing es falsch an; und so ist das Saarburger Soldatenheim, wenn es augenblicklich überhaupt noch lebt, sicherlich nahe am Eingehen. Der Pfarrer, der es ins Leben gerufen hatte, ging in eine andre Stellung und überließ sein nicht lebensfähiges Werk andern Händen, die es beim besten Willen nicht halten konnten. Das Geschrei, das von der Sache in öffentlichen Blättern gemacht wurde, konnte die völlig unzulänglichen Mittel nicht ersetzen. Und wie dort, so ist es anderswo auch. Nur ist das, was in Saarburg geschah, anderswo noch nicht so weit entwickelt, weil eben die Einrichtungen noch nicht Zeit gehabt haben, dahinzusterben. Durchgreifend helfen könnte hier nur die Bewilligung aus-

reichender Geldmittel; aber dazu ist leider bei der augenblicklichen Finanzlage keine Aussicht.

Ein Notstand für den Unteroffizier und den gemeinen Soldaten ist in gewisser Beziehung auch dann vorhanden, wenn er das Unglück hat, krank zu werden. Nicht daß etwa die Einrichtung unserer Militärlazarette, die Fähigkeit der darin thätigen Ärzte bemängelt werden soll; wenn in letzter Beziehung noch immer manches bittere Wort im Volke gehört wird, so ist dazu wahrlich keine Berechtigung mehr vorhanden. Gewissenlose Ärzte wird es auch hier und da unter den Militärärzten geben, genau so wie es schlechte Juristen, Lehrer, Geistliche giebt; aber man verallgemeinere nicht, wenn ein einzelner Fall bekannt geworden ist. Ein Punkt aber wird nur zu sehr auch von sonst tüchtigen Ärzten übersehen: nämlich daß der Soldat nicht bloß einen Körper hat, der möglichst bald zur Leistung des Dienstes wieder gesund zu machen ist, sondern auch einen Geist, der Nahrung und Sättigung braucht. Zwar soll die Längeweile des Kranken nach weit verbreiteter Meinung ein günstiges Zeichen der nahenden Genesung sein; aber übertrieben darf sie sich nicht bemerklich machen. Etwas Lektüre sollte jedem Kranken im Lazarett, wenn nicht ganz bestimmte Gründe dagegen sprechen, unter allen Umständen ermöglicht sein. Und in dieser Beziehung spotten die Zustände in unsern größten Lazaretten jeder Beschreibung! Ich bin durch mein Amt oft in die Krankensäle geführt worden, fast ausnahmslos hatten die Soldaten nichts zu lesen. Auf die Frage, wie lange das schon der Fall sei, wurde sehr oft geantwortet: seit mehreren Wochen! Von zuständiger Seite wird hier ohne viel Besinnen erwidert werden: das ist nicht wahr! Aber ebenso bestimmt erwidere ich: es ist buchstäblich wahr! Eine Lazarettbibliothek ist allerdings vorhanden, denn die Friedenssanitätsordnung schreibt sie vor; aber es ist jammervoll, wie arm sie ist. Garnisonlazarette, die durchschnittlich hundert Kranke und mehr aufnehmen müssen, erhalten nicht mehr als dreißig, höchstens fünfzig Mark jährlich aus Staatsmitteln zugewiesen, um ihre Bibliothek zu erhalten und zu vermehren. Es liegt auf der Hand, daß dieser Betrag nicht ausreichen kann, wenn davon einige wenige periodisch erscheinende Blätter bezahlt und das Einbinden der schadhast gewordenen Bände besorgt werden soll. Die Folge davon ist, daß ängstlich darauf geachtet wird, daß ja kein Buch beschädigt wird. Aber das ist doch nun einmal nicht zu vermeiden; denn das einzige Buch, das vielleicht einmal von einem barmherzigen Stationsunteroffizier oder Lazarettgehilfen einem Kranken gegeben wird, wandert dann von Bett zu Bett; nach acht Tagen sieht es natürlich schlimm aus! Der Lazarettgehilfe, der den Umtausch besorgt, wird vom Inspektor angefahren; die Folge haben die Kranken zu tragen; denn dieser Lazarettgehilfe hat seine Erfahrungen gemacht und sein Grundsatz heißt nun: von mir wird kein Buch wieder in Umlauf gesetzt. Schließlich steht die kleine vorhandne Bibliothek schön geordnet im Schrank,

und nun kann sie auch in Ordnung erhalten werden; die Mittel reichen aus, denn die nicht gelesenen Bände bleiben unbeschädigt. Der Chefarzt sagt sich: die Bibliothek ist in Ordnung! Der revidirende Generalarzt stimmt gern bei, wenn er überhaupt Zeit hat, auf die Bibliothek einen Blick zu werfen. Der Soldat aber leidet Not. Solche Not ist für den, der von vornherein geistig tot war — und solcher giebt es viele — nicht drückend, er fühlt sie gar nicht; aber um so schmerzlicher empfindet sie der, der gewöhnt ist, sich geistig zu beschäftigen. Mannschafsbibliotheken sind fast allgemein eingeführt, die Kasernen werden mit patriotischen und erbaulichen Tagesblättern fast überschwemmt. Aber in der Kaserne hat der Soldat viel weniger Zeit, sie zu lesen, als in den Lazaretten, wo gewissenhaft dafür gesorgt wird, daß kein Halbgenesener entlassen wird, und wo darum die Gesunden oft monatelang zubringen. In dieser Zeit bedarf der Soldat geistiger Nahrung; aber er bekommt davon im besten Falle wenig, meist so gut wie nichts. Als Ersatz wird dann von besuchenden Kameraden Hintertreppelitteratur, zuweilen recht schlüpfrigen Inhalts, gebracht. Der hieraus folgende Schaden ist leicht ersichtlich. Auch hier darf mit Recht von Soldatennot geredet werden, und doch wäre hier mit geringen Mitteln so leicht zu helfen.

Die vorstehenden Ausführungen sind nicht im mindesten aus einer Gesinnung hervorgegangen, die durchaus tadeln will und darum mit Behagen auf kleine Mißstände hinweist und ihnen mehr Wichtigkeit beimißt, als sie haben. Der Verfasser dieser Zeilen hat aus seinen Erfahrungen geschöpft und ist gewiß einer der aufrichtigsten Bewunderer unsers großen Kriegsheers und dessen, was es zu des Vaterlandes Ruhm und Größe gethan hat. Aber der Glanz des Ganzen darf den Blick nicht blenden für kleine Schäden. Es gilt, die Hand zu regen, wo Bessermachen möglich ist. An einigen Stellen ist das leicht möglich. Soldatennot ist in Deutschland eine Not aller. Darum hilft allen, wer hier zur Besserung beiträgt — er dient damit dem Vaterlande.



Die Grenzen des ärztlichen Berufs

Von O. Bähr



Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt: „Wer vorsätzlich einen andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit schädigt, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft.“ Nun nehmen alltäglich Ärzte und Wundärzte Eingriffe in den menschlichen Körper vor, die sich der äußern Erscheinung nach als Körperverletzungen oder Gesundheitsstörungen darstellen. Gleichwohl fällt es nie-